

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme
Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Landesplanung
Band: 4 (1947)
Heft: 6

Artikel: Sanierungsmöglichkeiten im Engadin
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sanierungsmöglichkeiten im Engadin

Bei der Beurteilung von Sanierungsmöglichkeiten einer Landschaft muss man sich von vornherein über die Grenzen des Möglichen Rechenschaft geben. Es ist sinnvoll und lehrreich, sich im Rahmen einer akademischen Studiengruppe auszudenken, wie eine ideale Lösung aussehen würde, und dabei von der vorhandenen Bebauung überhaupt abzu- sehen, als ob sie nach Belieben abgeräumt werden könnte. Sobald es sich aber um konkrete Vorschläge handelt, die man verwirklicht sehen möchte, muss das Ziel sehr viel bescheidener gesteckt werden. Man wird von der Wirklichkeit ausgehen müssen, wie sie nun einmal ist; man wird sehr viel Verfehltes in Kauf nehmen, sofern es nicht ganz unerträglich ist und immer weitere Schäden nach sich zieht, man wird vor allem alles nur Banale, alle «laideur inoffensive» stillschweigend gelten lassen, und noch im grundsätzlich Schlechten das Erträgliche suchen.

Betrachtet man St. Moritz und das weitere Oberengadin aus diesem Gesichtswinkel, so erscheint die Situation gar nicht so hoffnungslos, wie es zuerst den Anschein hat. Erstens ist nur schon die Natur hier so stark, dass alles Menschenwerk daneben klein und relativ bedeutungslos erscheint, gleichviel ob es gut oder schlecht ist — doch ist das kein Freipass, um eben die Entwicklung der Bebauung treiben zu lassen, wie sie will. Aus der Nähe gesehen sind die Bauten dann eben doch wieder das, was den Eindruck bestimmt, was «Milieu bildet». Die Stimmung in einem vollerhaltenen alten Engadiner Dorf ist entscheidend anders als in einer Umgebung von Kinos, Bars und Dancings. Worauf es nun vor allem ankommt, das ist, diese verschiedenen Milieux auseinanderzuhalten. St. Moritz ist nun einmal ein mondäner Luxuskurort. Man mag das sympathisch finden oder nicht, diesen Charakter ändern zu wollen wäre Unsinn. Aber es ist nicht nötig, dass dieser mondäne Betrieb auch in allen andern Ortschaften, beispielsweise dem wohlerhaltenen Samaden, Ableger treibt, die dann dort neben der Metropole St. Moritz provinziell wirken. Vielmehr wäre St. Moritz ganz bewusst in seiner mondänen Eigenart zu pflegen und zu steigern, und Samaden in der seinigen. Die Unterschiede sollen nicht verwischt, sondern im Gegenteil herausgearbeitet werden, dann wird sich auch eine Schicht von Besuchern für jeden Ort herausbilden, die dort wirklich das findet, was sie sucht.

Das Charakteristische steigt im Wert um so höher, je mehr es in den grossen Städten verschliffen wird. Dies ist ja auch der tiefere Sinn der ganzen Heimattilmode: gerade der in einer technischen Allerweltzivilisation lebende moderne Städter sehnt sich nach dem Urtümlichen, Natur- und Geschichtsverbundenen; er ist schon für das kläglichste Surrogat dankbar und um so mehr für die originalen Zeugnisse einer echten bodenständigen Kultur, wie sie noch im Engadin anzutreffen sind. Nun besteht in St. Moritz die gleiche Gefahr wie in allen Städten,

St. Moritz

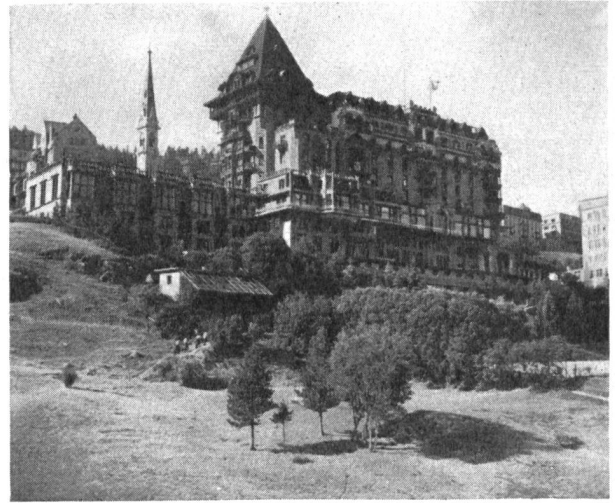


Abb. 1. Palace-Hotel, St. Moritz. Beispiel eines mondänen Luxushotels.



Abb. 2. Kulm-Hotel St. Moritz. Architektonische Entwicklung vom einfachen Kubus bis zum orientalischen Palastbau.



Abb. 3. Strassenbild aus St. Moritz. Ein Blick in das grösstädtische Milieu.

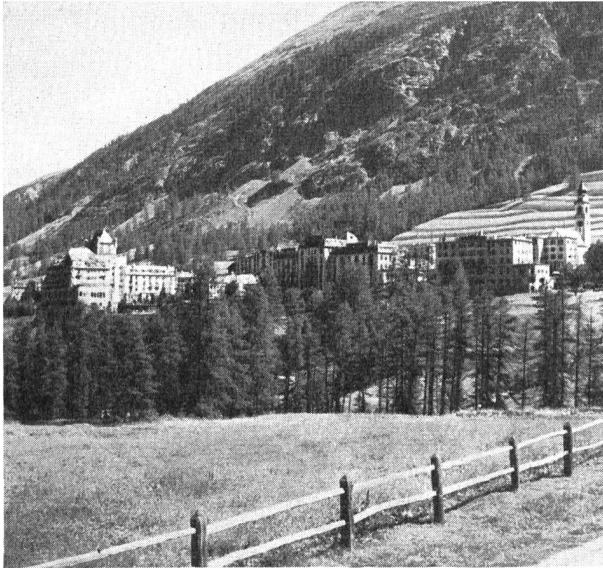


Abb. 4. Blick auf den Kurort vom Bahnhof aus, die Ortschaft durch Lärchengruppen vorteilhaft verschleiert.



Abb. 5. Nahaufnahme des Schlosshotels Pontresina, einer der schlimmsten Fehlgriffe im Hotelbau.



Abb. 6. Dorfbild aus Pontresina; im Schatten der Hotelkassen liegen die alten Engadinerhäuser.

dass die an sich durchaus berechtigten romantischen Sympathien mit dem Ländlichen und Historischen, mit den mondänen Bedürfnissen vermischt werden. Solange sich das nur in kurzlebigen Innenausstattungen von Gaststätten äussert, ist es kein grosses Unglück, wenn es aber den architektonischen Ausdruck ganzer Gebäude oder Gebäudegruppen bestimmt, so wird die private Geschmacklosigkeit zum öffentlichen Aergernis. Wo echte alte Ortsbilder vorhanden sind, sind sie in ihrer Eigenart sorgfältig zu pflegen, und alle Aenderungen, Anbauten, Laden- einbauten von einer sachverständigen Instanz zu überwachen — was nicht bedeutet, dass überhaupt nichts verändert werden dürfte, oder dass Neubauten sich durch historisierende Stilformen an das Vorhandene «anzupassen» hätten — wohl aber haben sie sich in ihren Massen- und Flächenverhältnissen in den vorhandenen Maßstab zu fügen, was auch bei Verwendung moderner Konstruktionsmittel und Bauformen möglich ist. In den Kurorten mit mondän-städtischem Charakter ist dagegen gerade dieser Ton bewusst herauszuarbeiten, und wo sich beides berührt, besteht die Aufgabe des Planenden darin, eine saubere Grenze zu ziehen.

Auch rein äusserlich sollten die einzelnen Siedlungskomplexe scharf auseinandergehalten werden. Hier ist im Engadin schon viel gesündigt worden. Es gibt nichts Charakterloseres als eine willkürliche Streubebauung mit kleinen Ferienhäusern und zusammenhanglos verstreuten Hotelbauten. Die natürliche Landschaft wird dadurch zerstört, ohne dass sich neue Siedlungskerne von eigenem Ausdruck bilden würden, wie es die alten Dörfer sind. Einer der empfindlichsten Punkte in diesem Zusammenhang ist die Grenze zwischen St. Moritz-Dorf und -Bad: hier stehen schon ein paar Häuser zuviel, die die Grenze verwischen; es ist höchste Zeit, durch ein Bauverbot ein weiteres Verschmelzen zu verhindern.

St. Moritz-Dorf mag unsympathisch sein — aber es hat in seiner Art als ausgesprochene Hotel-Siedlung Charakter, und mit der Vereinfachung einiger allzu phantastischer Dächer wäre schon viel gewonnen. Ueberhaupt sind die Dächer meistens das Hauptunglück: man versucht, den riesigen Hotel-Kubus sozusagen einzufangen in den Typus des Wohnhauses, indem man ihm ein Giebeldach aufstülpt, das dann unvermeidlicherweise ins Ueberdimensionierte gerät, mit unzähligen Lukarnen, Dachaufbauten und Komplikationen aller Art, die unendliche Schneeräumungsarbeiten und Reparaturen erfordern. Man wagt nicht, die grosse Bau- masse resolut als eine architektonische Aufgabe eigener Art durchzubilden, die mit einem «Haus» herkömmlicher Art, radikal nichts zu tun hat, die vielmehr wirklich den Sanatorien, also neuzeitlichen, hochspezialisierten Grossbauten als Typus weit näher stehen. Das heisst nicht, dass sie spital- mässig aussehen müssen, aber sie würden ihren eigenen Ausdruck viel eher finden, wenn sie vom Spital- mässigen ausgehen würden, als vom Hausmässigen oder Schlossmässigen. Wenn irgendwo, so wären hier Flachdächer sinnvoll — praktisch und ästhetisch. Die Unfähigkeit des Architekten, sich vom «Haus»-

Typus loszulösen, hat manchmal etwas Tragisches, so z. B. in Sils-Maria, wo sich ein im Grundriss vielfach gebrochenes grosses Hotel mit überkomplizierten Giebelbildungen in den Winkel an der Einmündung des Fexbaches klemmt. Die Absicht nach Einpassung in das Ortsbild ist unverkennbar, das Streben nach Windschutz und Ausblick über das Tal ist richtig, aber das alles lässt sich bei so grosser Baumasse nicht mehr im Schema eines «Wohnhauses» mit Giebel unterbringen. Ein kristallstockartiges Aggregat von Baukörpern mit Flachdächern wäre hier gewiss richtiger gewesen und hätte das Ortsbild weit weniger verletzt, gerade weil es sich nicht als Ueberhaus in die andern Häuser eingemischt, sondern als Wesen völlig anderer Art von ihnen abgesondert hätte. Auch dem Suvretta-Haus wäre unter einem Flachdach wahrscheinlich wohler.

Wie gut ein reiner Typus wirkt, zeigen die älteren Hotel-Grossbauten im Talgrund östlich Sils-Maria. Ihre Einzelformen sind nicht besonders schön, aber im ganzen haben sie Stil, und so sind sie weit erfreulicher als das meiste, was später entstanden ist. Solche ältere Hotels sind in ihrem Charakter sorgfältig zu erhalten. Mit stilistischen Neuerungen könnten sie nur verdorben werden, wenn diese nicht mit allergrösstem Takt unternommen werden.

Diese Ueberlegung gilt auch für St. Moritz-Bad. Auf den ersten Anblick wirkt dieses Hotel-Aggregat als Inbegriff der Planlosigkeit. Die Strasse schlägt einen sinnlosen, das Areal diagonal zerschneidenden Haken, die Gebäude stehen kreuz und quer umher, ohne Beziehung zueinander und zum See. Mit einigen wenigen Abbrüchen wäre aber viel zu erreichen, und hier wäre es nun der strenge, klassizistische Charakter des Bad-Hotels, der bewusst herauszuarbeiten wäre, vor allem durch eine grosszügig-regelmässige Parkanlage. Ein «Naturgarten», wie sie unbesehen bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten angelegt werden, käme hier gegen die übermächtige Natur nicht auf und würde läppisch wirken, hier ist nur der Gegensatz zur Natur möglich.

Rezepte, die überall passen würden, gibt es nicht. Was im einen Fall richtig sein kann, ist im andern falsch. Die Möglichkeiten zu Verbesserungen sind von Fall zu Fall aus den gegebenen Verhältnissen zu entwickeln. Diese Arbeit lohnt sich aber auch dann, wenn sich momentan noch keine Verwirklichungsmöglichkeiten absehen lassen. Wenn man sich darüber klar ist, in welcher Richtung die Entwicklung gelenkt werden soll, dann lassen sich schon die kleinen Entscheidungen, die fortlaufend zu treffen sind, auf ein Ziel hin koordinieren, und wie sich die schlechten Zustände meist aus vielen kleinen Fehlentscheidungen mit der Zeit summiert haben, werden sich dann schrittweise Verbesserungen ergeben, die grossen Sanierungsunternehmungen vorarbeiten. Die Unmöglichkeit, solche grosse Entschlüsse sofort zu fassen, ist kein Grund, zu verzagen und die Planungsarbeit als überflüssig liegen zu lassen.

Maloja

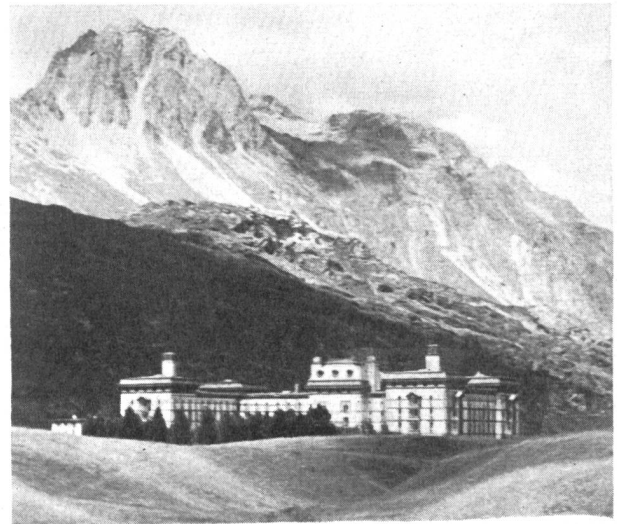


Abb. 7. Palace-Hotel Maloja; Architektur und Landschaft stehen als Kontraste einander gegenüber, aber ohne sich zu stören.



Abb. 8. Maloja am Ende des Silsersees. Eine Gruppe von Baumassen, die aus der Ferne betrachtet, zur Bereicherung der Landschaft beiträgt.

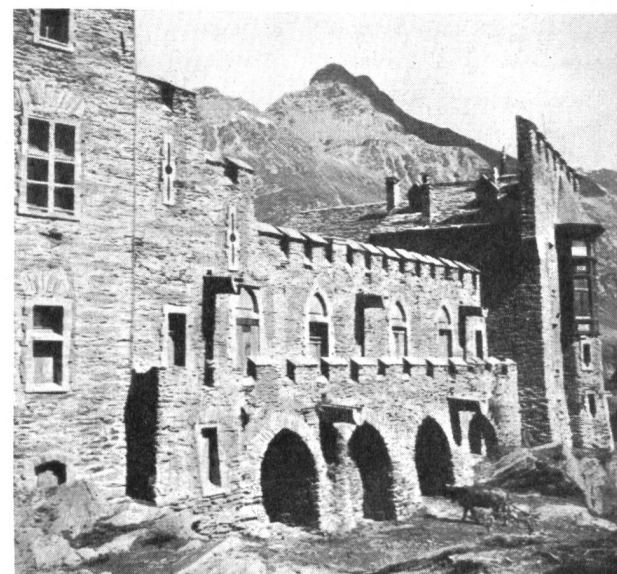


Abb. 9. Nahaufnahme vom Castell Maloja. Ruine eines verunglückten Traumgebildes.